

Totentafel

Autor(en): **Metz, Peter / Kober, Andri C. / Zimmermann, Hans**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **39 (1997)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Totentafel

Dr. phil. Peter Ammann

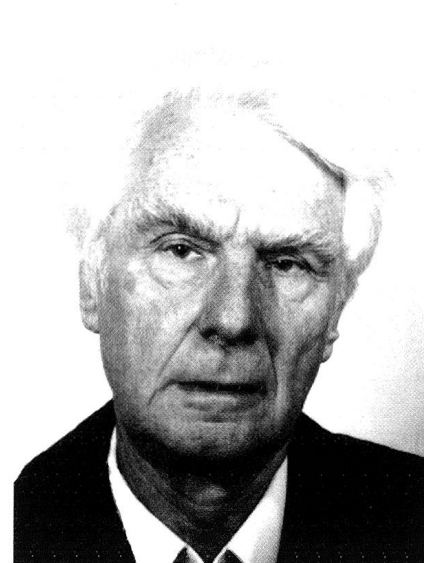
Als Peter Ammann, von dem wir in den vorliegenden Blättern Abschied zu nehmen haben, im Oktober 1969 nach Chur kam, um als Feuilleton-Redakteur an der «Bündner Zeitung» zu wirken, war er hier zunächst ein weitgehend Unbekannter. Niemand an seinem neuen Wirkungskreis stand ihm persönlich nahe, kaum einer wusste um sein Herkommen, seinen ausgezeichneten Schulsack, seine hohe Bildung, die er im germanistischen Studium an der Universität Basel empfangen hatte, und vor allem um seine musikwissenschaftlichen Kenntnisse und seine eigene musikalische Betätigung als Flötist. Dass der Verewigte anschliessend an sein Studium während zwölf Jahren in Olten als Kulturredakteur am dortigen «Tagblatt» gewirkt und sich hierbei die Stellung einer eigentlichen kulturellen Instanz geschaffen hatte, dieser Ruf begleitete Peter Ammann nur ganz nebenbei bei seinem ersten Auftreten in Chur, und es war angesichts seines Gehabens eines bescheidenen, liebenswürdigen Einsiedlers nur schwer sich vorzustellen, dass es so gewesen sei.

Was denn mochte ihn dazu veranlassen haben, mit seinen fünfzig Jahren noch die Stätte seines bisherigen erfolgreichen Wirkens von Olten nach Chur hinauf zu verlegen? Mutmasslich war es die Freude an einer neuen Aufgabe, die ihm in einem gänzlich neuen Kulturraum winkte, wohl zur Hauptsache jedoch eine alte, fast sehnsüchtige Zuneigung zu Graubünden, einem

für ihn weitgehend noch unbekanntem, verlockenden Land, das ihm neue geistige Gefilde eröffnete; und neben ihnen vor allem die Freiheit zum Wandern. Diese Wandermöglichkeiten in alle Himmelsrichtungen boten ihm einen Ausgleich zu den geistigen Anstrengungen, die er beruflich auf sich zu nehmen hatte. Seine Freude an der Natur und dem Grossartigen, das sie jedem Sensiblen gewährt, erfüllte ihn von jung an.

An seinem Posten in Chur, den er bis zum Jahre 1984 versah, durfte Peter Ammann allen seinen journalistischen Liebhabereien, die es ihm schon in Olten angetan hatten, treu bleiben. Es war auch hier vor allem die Musikkritik, der er oblag, ferner die sorgfältige Berichterstattung im Bereich der Kunst und der Dichtung, die er pflog und worin er sich als gründlicher Kenner auswies. Er liebte einen betont subjektiven Stil der Berichterstattung und erlaubte sich kritische Äusserungen, die da und dort gelegentlich sogar Kopfschütteln erregten. Doch Kritik muss die subjektive Note pflegen, sie soll abweichende Ansichten äussern, darf sogar Provokatives zur Geltung bringen, soll auf höherer Warte wider den Stachel löken und alles tun, um das Gebiet ihrer Betätigung zu beleben. Kultur ohne Freude am Widerspruch, ohne belebende Unterhaltung, ist steril.

Dieser Sterilität ist Ammann bewusst ausgewichen und hat immer wieder mit feiner Feder Anerkennung oder Kritik in allen Bereichen, die ihm zustanden, wal-



ten lassen und damit zur Belebung des kulturellen Geschehens kräftig beigetragen. Dass er in den musikalischen Bereichen nie oder sehr selten in die Irre geriet, dafür stand seine Ehefrau Hedwig Schaub ein, die er in späteren Jahren heimgeführt hatte, denn sie selbst als ausgezeichnete Musikkennnerin erfreute sich besten Ansehens.

Nach seiner Pensionierung blieben dem Liebenswürdigen noch zwölf Jahre der freien Betätigung. Er nützte diese ihm gegebene Zeit zur Pflege seiner musikalischen Ambitionen, für viele Leseabenteuer und für Diskussionen. Und dann vor allem seine Wanderfreuden, denen er nun, zusammen mit seiner Gefährtin, in vollen Zügen obliegen durfte. Nicht selten begegnete ich ihm, wenn er müden Fusses, aber mit hochbeglückender Miene, von einem ausgedehnten Abstecher in

die freie Natur an irgend einem Bahnhöflein auf den Zug, der ihn und seine Gefährtin heimführen sollte, wartete. Wie schwärmte er dann von den Eindrücken und Erlebnissen, die er empfunden hatte, wie hoch klang seine Dankbarkeit, im Wunderland Graubünden seine alten Tage verbringen zu

dürfen, wo wenigstens so falsch liegt, dass man sich dessen schämen müsste, doch vieles, das unseren berechtigten Stolz oder mindestens unsere Dankbarkeit regt.

Dann senkten sich die Schatten des Alters auf ihn. Sie bereiteten ihm schwere Tage, und ein gnädiges Geschick fügte es, dass er sich

diesem letzten Bereich nach einem für ihn erträglichen kurzen Krankendasein entziehen durfte.

Peter Ammann wurde als Bürger von Winterthur am 14. September 1919 in Olten geboren und verstarb am 20. Oktober 1995 in Chur.

Peter Metz sen.

Abschiedsgruss an meinen Bruder Christian Metz

Mein im letzten Herbst verstorbener Bruder war sieben Jahre älter als ich. Folglich war er in der Zeit meines Heranwachsens mein Idol; denn bekanntlich pflegen Knaben nichts so sehr zu bewundern wie ihre älteren Kameraden und gar ihre an Alter ihnen überlegenen Brüder. Christian war denn auch dominierend beim Bestehen der Freuden und Leiden unserer Knaben- und Jugendzeit. Vor allem bewunderte ich ihn später auf dem Sportplatz, wenn er, bewehrt mit seinen prächtigen Fussballschuhen, als Back des KFC, des Kantonschülerfussballclubs, wie er damals sich nannte, die Ehren seines Vereins gegen den FC Chur oder den FC Ems oder wen immer verteidigte. Stets und überall nahm er irgend eine bemerkenswerte Stellung ein. Bekannt und beliebt war er in unseren Jugendtagen durch seine gelungenen Sprüche und Gedichtlein, die er fast aus dem Handgelenk zu schmieden wusste, und keine unserer Weihnachts- und Altjahrsfeiern im Kreise unserer Familie gingen vonstatten, ohne dass sie nicht durch lustige Wortspiele und Verselein meines Bruders erquickt worden wären.

Später, nach Absolvierung des Lehrerseminars, wurde der Verstorbene Primarlehrer im Schanfigg, bekleidete viele Stellvertretungen und widmete sich in den über-

langen Sommerferien allen möglichen Beschäftigungen. Denn nie gönnte er sich Musse, war von innerer Unruhe getrieben, legte überall, wo sein Interesse geweckt war, Hand an. Er war aktiv, aber gleichzeitig auch beherrscht von einer gewissen Scheu, einer betonten Reserviertheit in seinem Gemüt, die ihn immer wieder von allen Aktivitäten weg in die stille Klausur trieb, wo er dann las und studierte und sich eine bemerkenswerte Bildung verschaffte.

Nach seiner Ausbildung zum Turnlehrer wirkte er zunächst am Lehrerseminar in Schiers und anschliessend an der Kantonsschule. Doch genügte ihm diese Stellung nicht, um sie der heiss geliebten Turnsache dienstbar zu machen. Vielmehr wurde er nun zum eigentlichen Pionier des Frauenturnwesens in Graubünden. Überzeugt davon, dass das weibliche Geschlecht eigentlich noch mehr als der Mann der körperlichen Ertüchtigung bedürfe, förderte er die Frauenturnsache in unserem Bergkanton in schier pausenlosem Einsatz. Wo immer die Verhältnisse dies erlaubten, schritt er zur Gründung von Frauenturnvereinen und verschaffte diesen geschulte Leiterinnen oder Leiter. Wie viele Fahrten «aufs Land» mag er absolviert haben, um seinen missionarischen Pflichten, die er sich auferlegte, zu

Rosen im November

Ach, wie sind Novembertage
nach dem Herbstgold grau und
schwer,
mir im Herzen keimt die Frage:
Blüht denn keine Blume mehr?

Doch, im Rosenbusch blüh'n
zage
kleine Rosen, ganz versteckt,
die hat, wie ich staunend sage,
Herbstgold kürzlich erst
geweckt.

Blüht und duftet, kleine Rosen,
duftet süss noch diesen Tag,
bald wird Wind euch kalt
umtosen,
weil der Winter euch nicht
mag.

So muss jedes Ding auf Erden,
ob wir's wollen oder nicht,
einmal Staub und Asche werden,
auch die schönste Rose bricht.

Menschen-Zeit ist auch bemessen,
jeder Reife, folgt der Tod.
Ach, das hab' ich fast vergessen,
noch sind ja die Wangen rot.

Christian Metz

genügen! Doch in gleicher Weise wurde er auch zum Förderer des Männerturnwesens. In diesem Bereich war es vor allem seine ausgezeichnete Feder die die von ihm betreuten «Turnblättern» zum vielgelesenen Organ des bündnerischen Turnwesens machte.

Nie gab er sich Ruhe. Seine Musse bestand darin, dass er im stillen Winkel seiner Studierstube im Laufe der Jahre wertvolle Zeugnisse seiner Begeisterung für die Turnsache schuf, so die Jahrhundertfestschrift des Kantonaltturnvereins und die Festschrift für den Frauenturnverein.

Als Bruder Christian später, ermüdet von seinen Aktivitäten und unfähig, den Stressanforderungen eines lärmigen Schüler-Turnwesens im höheren Alter noch zu genügen, sich frühzeitig von der Lehrtätigkeit zurückzog, siedelte er ins Schanfigg, die Heimat seiner Ehefrau, über, um dort in der Stille des ländlichen Lebens seine Tage in fröhlicher Beschaulichkeit und reger Arbeitsbflissenheit zu verbringen. Ein alter Traum gelangte

dort bei ihm zur Reife, nämlich dem Bären in Graubünden eine eingehende Monographie zu widmen. Eigentlich wollte er nur alle deutschsprachigen Quellen über den Bären sammeln, doch weitete sich sein Vorhaben in eine volkskundliche Darstellung besonderen Ranges aus, die, wie man ihm bekundete, von seiner «besonderen Ausdauer» zeugte. Das Werk erschien anno 1990 und fand eine erfreuliche Beachtung.

Doch immer wieder blitzte auch sein Schalk auf und schlug sich in lustigen Gedichtlein nieder, die er wöchentlich in der Talzeitung veröffentlichte. Diese oft besinnlichen, meist schalkhaften Gedichtlein kamen bei einem grossen Leserkreis dankbar an. Sie führten den Verseschmied gewissermassen zurück zu seinen Jugendanfängen.

Dann jedoch wurde er müde und musste sich auf ein Altersstöckli zurückziehen, das er im Evang. Alters- und Pflegeheim Masans fand. Dort ist er nach langem Krankenlager am 11. November letzten Jahres gestorben.



Geboren ist Christian Metz-Donau am 29. September 1906 in Chur

Zur Erinnerung an ihn möchten wir nebenstehend eines seiner besinnlichen Gedichte wiedergeben.

Peter Metz sen.

Hans Niggli - Baumgärtner

9.4.1905 - 17.11.1995

Selten begegnen uns Menschen mit der ausgesprochenen Fähigkeit, ihr Leben an einem bestimmten Angelpunkt in diesem Universum festzuknüpfen. Dem Angelpunkt, der in klaren Wertungen und Haltungen Bestand hat. Bestand über alle Erfolge und Höhepunkte, Bestand aber auch durch alle Schicksalsschläge und Tiefen hindurch, die ein so langes, erfülltes Leben durchziehen. Im Verstorbenen begegnet uns eine dieser herausragenden Persönlichkeiten.

In der Gliederung seines Lebenslaufes in die Aspekte Familie, Beruf, militärischer Werdegang und freizeittlicher Ausgleich steckt der Ver-

such dem Charakter dieser besonderen Persönlichkeit etwas näher zu kommen. Gestützt auf seine wenigen schriftlichen Notizen, einigen persönlichen Begegnungen und Erzählungen von Freunden; und in seinem Sinne in kurzen und klaren Worten der Dankbarkeit. Dankbarkeit für die geordneten Familienverhältnisse, in die er hineingebo- ren wurde. Für die Geborgenheit, die er selber seiner Familie geben konnte und die er zuletzt wiederum in ihrem Schosse, bis in seine letzten Stunden hinein erfahre durfte.

Hans Niggli hat am 9. April 1905 in Corsier bei Genf das Licht der Welt erblickt. Dort hat er die beiden

ersten Jahre seines Lebens verbracht, bis seine Eltern im Jahre 1907 nach Chur übersiedelten, als seinem Vater die Leitung der Bündner Kantonalbank übertragen wurde. Seine Jugend verbrachte er in Chur, durchlief die Primarschule und die Bündner Kantonsschule, die er 1925 mit der Matura abgeschlossen hatte. Nach dem Jura-Studium kehrte Hans Niggli nach Chur zurück und heiratete im Jahre 1932 Margrit Baumgärtner. Sie war die Schwester eines leider früh verstorbenen Studienfreundes und Couleurbruders. Seine Frau verstand es, ein trautes Heim zu schaffen, in dem ihm und der Familie



wohl war, in dem sie sich geborgen fühlten, wie er sich ausdrückte. Im Jahre nach der Hochzeit wurde dem Paar die erste Tochter Margrit geschenkt und drei Jahre später kam die zweite Tochter Anita zur Welt. Hans Niggli war seiner Frau stets in Liebe verbunden und seinen Töchtern ein liebevoller, gerechter Vater. Er nahm Anteil an ihrem Leben, gab Rat, wenn er um Rat gefragt wurde, und schenkte auch dann Vertrauen, wenn sie taten, was er spontan nicht gutgeheissen hätte. Später dankten ihm die Töchter dieses Vertrauen und standen ihm bei, als er mit viel Geduld und Verständnis seine Frau in ihren schweren letzten Lebensjahren begleitete, bis sie 1986 sterben konnte. Seine ältere Tochter Margrit, ledig geblieben, führte seit dieser Zeit den Haushalt und begleitete und betreute ihrerseits den Vater bis zuletzt zu Hause. Unterstützung erhielt sie auch von der Schwester Anita und dem Schwager Reto. An den Lebenswegen der beiden Enkelkinder Marina und Andrea nahm er immer sehr lebhaft teil und pflegte eine gute Beziehung zu den beiden. Immer wieder versuchte er den Lebensfragen und Schwierigkeiten der jungen Generation Verständnis entgegenzubringen. Seinem Charakter entsprechend

schickte er sich dann auch ohne eine Klage und ein Jammer in seine sich zusehends verschlechternde körperliche Verfassung. Auch, dass ihn das Leiden in den Rollstuhl zwang nahm er gelassen hin und freute sich umso mehr über Besuche der Familie und der jüngeren Freunde. An seinem 90. Geburtstag, um den er kein grosses Aufhebens machen wollte, war er in aufgeräumter Stimmung und guter Laune und freute sich sehr über die kleine Feier im Kreise der Familie und Freunde. Bis zuletzt blieb er bei klarem Verstand. So ist er in den Abendstunden des 17. November friedlich dieser Welt entschlafen.

Beruf und militärische Karriere

In Dankbarkeit dürfen wir mit dem Verstorbenen auch auf seinen beruflichen und militärischen Werdegang zurückblicken. So erwähnt er selber in seinem eher karg ausgefallenen Lebenslauf deutlich, wie sehr ihn schlussendlich seine Tätigkeiten zufriedenstellten: «Die Juristerei hat mich nie besonders interessiert. Mehr Freude machte mir die militärische Tätigkeit. Besonders in den Generalstabs-Kursen habe ich gelernt, Lagen zu beurteilen, Entschlüsse zu fassen und diese auch durchzusetzen. Das war mir eine grosse Hilfe bei der Leitung der Brauerei.»

Hans Niggli hat nach der Matur und der Rekrutenschule 1925 in Zürich das Studium der Rechte in Angriff genommen. Gleich zu Beginn ist er auch der Akademischen Turnerschaft Utonia zu Zürich beigetreten, weil er, wie er geschrieben hat: «...einer schlagenden Verbindung beitreten wollte. Dort habe ich gelernt, Farbe zu bekennen und zu den Farben zu stehen. Jeder Geheimnistuerei bin ich stets mit Verachtung begegnet.»

Nach den Studienjahren in Zürich und Lausanne und im deutschen Erlangen, kehrte er als Dok-

tor der Rechte 1931 nach Chur zurück. Er erwarb das Bündner Anwaltspatent und begann als junger Anwalt in Chur in der Bürogemeinschaft mit den Anwälten und Alten Herren Paul Jörimann, Hans Bener und Peter Mettier zu praktizieren. Im Jahre 1950 gab er seine Anwaltstätigkeit auf und wurde zum vollamtlichen Präsidenten der Calanda Bräu und zum Delegierten des Verwaltungsrates gewählt. Diese Charge führte er, bis er sie 1980 seinem Schwiegersohn Reto Cotinelli übergeben konnte und selber zu ihrem Ehrenpräsidenten ernannt wurde. Es freute ihn, so an den Geschicken des Unternehmens noch bis zum Schluss Anteil zu haben, was seine Aussage – «Diese zivile Tätigkeit hat mich im hohen Masse befriedigt» – eindrücklich verdeutlicht.

Wichtiger als seine berufliche Entwicklung als Jurist, war ihm seine militärische Schulung und Laufbahn. Hans Niggli war zeitlebens ein Soldat des Gebirges und der Infanterie. Seine Rekrutenschule absolvierte er als Gebirgsmitrailleur. 1934 wurde er letzter Kdt der Fahr Mitr Kp 18, die im folgenden Jahr aufgehoben wurde. Dann führte er bis 1938 eine Geb Mitr Kp. 1939 wurde Hptm Niggli in den Generalstab aufgenommen und diente während dem Aktivdienst zunächst als Chef Operationen und dann als stellvertretender Stabschef drei Jahre in der Geb Br 12, unter Brigadier v. Erlach. Auf das Jahr 1943 übernahm er, zum Major befördert, das Geb Füs Bat 92. Dieses führte er über die Kriegsjahre hinaus und wurde dann 1946 zum Stabschef wiederum der Geb Br 12 ernannt. Von 1950–1954 führte er das Geb Inf Rgt 35, eine Aufgabe, die ihm besondere Freude bereitete. 1955 wurde Hans Niggli zum Brigadier befördert und übernahm seinerseits das Kdo der Geb Br 12. Diese Bündner Heeresinheit befehligte er fünf Jahre, bis er das Kommando ein Jahr früher als vorgesehen, im Zuge der Diskussionen um

die Aufwertung dieser Einheit zu einer Division abgab. So ermöglichte er seinem Nachfolger eine persönliche Mitgestaltung in der Vergrößerung dieses Verbandes. Hans Niggli war ein um Gerechtigkeit und Korrektheit bemühter militärischer Chef und wurde deshalb auch respektiert und geschätzt. Er führte gradlinig und bestimmt und als ein Vorbild für seine Truppen. Überdurchschnittlich waren seine Gaben der Analyse und seine Führungsfähigkeiten, überdurchschnittlich auch sein Engagement und die Verantwortung, die er unserer Armee und unserer Bevölkerung zukommen liess.

Lebensverbindung und Freizeit

Hans Niggli war Mitglied der Lebensverbindung Utonia zu Zürich mit Leib und Seele, wie man so schön sagt. In dieser waffenstudentischen Verbindung fand er die Werte, nach denen er sein Leben zu gestalten wusste. Darüber hinaus fand er Freunde fürs Leben, weit über seine Generation hinaus, die ihn bis in seine letzten Tage hinein regelmässig besuchten. Schon in jungen Jahren hatte er in der Jagd

eine seiner grossen Leidenschaften entdeckt, als er zusammen mit dem Bruder seiner späteren Frau, erstmals im Engadin auf die Pirsch ging. Über lange Jahre hinweg hatte er im österreichischen Vorarlberg ein Stammrevier auf der Alp Saluver. Es war sein liebstes Jagdrevier in dem er über ein Vierteljahrhundert hinweg immer wieder viel Freude, Erholung und Kraft schöpfen durfte. Nicht zuletzt dank der verständnisvollen Betreuung durch Jagdaufseher Heinrich Marte, der ihm mit grosser Geduld und Hilfsbereitschaft ermöglichte, bis ins letzte Jahr hinein regelmässig in diesem ihm ans Herz gewachsenen Gebiet, dem Wild nachzustellen.

Die letzte Stufe

Unlängst sah ich im Pantheon in Paris das Pendel von Foucault schwingen. An der grossen Kuppel, an dem Ort, an dem es vor hundertfünfzig Jahren erstmals von diesem genialen Wissenschaftler aufgemacht worden war, um der ganzen Welt vor Augen zu führen, dass sich unser Planet um sich selber und um die Sonne dreht. Das faszinierende

am Pendel ist ja, dass wenn es an irgendeinem beliebigen Punkt im Universum einmal festgemacht ist, es sich in seiner Achse nicht mehr verändert, und so in seiner gleichbleibenden Ebene schwingt. Ein Bild, das mir immer wieder vor meinem inneren Auge erscheint, wenn ich das Gesamte von Nigglis Leben vor mir sehe: Festgemacht im Angelpunkt seiner Wert- und Welterfahrung, d.h. in Konsequenz, mit Gerechtigkeit, Offenheit und den Seinen herzlich zugeneigt, schwang das Lebenspendel von Hans Niggli regelmässig auf seiner Achse oszillierend, unbekümmert der sich um ihn drehenden Welt, Schritt für Schritt die Stufen, Hürden nehmend, die sich ihm stellten, um so zum Schluss auch seinen letzten Gang anzutreten, die Hürde in die andere, ewige Welt. Gleich nicht unser aller Leben diesem Hürdenlauf, in dem nicht Hindernis und Stufe sich täglich vor uns stellen? Hürden, die zu überwinden sind, immer neue Herausforderungen, die sich uns stellen, die uns am Leben erhalten und uns der Tatsache, dass wir am Leben sind, erst immer wieder bewusst werden lassen.

Andri Chr. Kober

Alt-Seminardirektor Dr. Conrad Buol

Pädagoge und Wegweiser für Generationen von Bündner Schülern und Lehrern

Alt-Seminardirektor Dr. Conrad Buol wurde am 16. Dezember 1995 vom Schöpfer von seinen schweren Leiden erlöst. Seine ewige Ruhe hat er gefunden im gemeinsamen Grab mit seiner Frau Nora auf dem Friedhof vor der Kirche zu St. Niklaus in Davos Glaris. Er ist heimgekehrt. Seine Lebensflamme ist erloschen – aber die Wärme bleibt.

Erziehungsdirektor Joachim Caluori hat kurz nach seinem Amtsantritt einmal gesagt, das Lehrerseminar sei die wichtigste und wert-

vollste Schule im Kanton: Hier würden Generationen von Lehrern geprägt, die ihrerseits wiederum Generationen von Schülern prägen würden. Deshalb wünsche er sich für diese Schule nur die besten Kräfte. Dr. Conrad Buol ist dem Bündner Lehrerseminar von 1951 bis 1977 als Direktor vorgestanden, hat in dieser Funktion Generationen von Lehrern und deren späteren Schülern geprägt: Er wurde zum markanten Wegweiser der Bündner Schule – und er hat die

Anforderungen, welche Regierungsrat Caluori an seine Nachfolger stellt, in hohem Mass erfüllt.

Es ist nicht einfach, Dr. Conrad Buol mit Adjektiven zu charakterisieren: «kantig» wäre eins. Doch gleichzeitig müsste «weltoffen» genannt werden; Vater dreier Töchter, verheiratet mit einer Engländerin. Neuerungen im Erziehungswesen stand er zunächst einmal abwägend positiv gegenüber, prüfte nach bestem Wissen und Gewissen, ob sie förderlich seien, kämpfte oft



tage- und nächtelang mit sich selbst – und dann – wenn er für «gut» oder «besser» befunden hatte, setzte er durch, mochte es auch Widerstände gegeben haben. Ein Bergler eben, der auch in der Stadt nie anders konnte und wollte, als ein Bergler zu sein. Er hat in den Bergen gelernt, Gott nahe zu sein, hat hier gelernt, dass man mit Mensch, Kreatur und Natur nur umgehen kann, wenn man den rechten Weg geht. Und dieses Wissen hat er am Bündner Lehrerseminar umgesetzt und es unzähligen Lehrern auf ihren Weg mitgegeben.

Jugend in Davos

Man kann einen Menschen wie Conrad Buol nur verstehen, wenn man sein «curriculum vitae» kennt; vor allem seine Kindheit und Jugend. Am 16. August 1916 wurde Conrad Buol als Sohn des Conrad und der Verena Buol-Conrad geboren. Er war der jüngste Sohn einer insgesamt zehnköpfigen bäuerlichen Grossfamilie in Davos-Glaris und erlebte in diesem Kreis eine harmonische, kreative und von der (Familien-) Demokratie geprägte Jugend. Dies auch, wenn sein älterer Bruder Paul beim Morgenessen, beim «Ribel» sich etwa materielle

Vorteile verschaffte, indem er in der grossen Pfanne mit dem Löffel Tunnels grub, deren «Ribel» eigentlich nicht zu seinem «Territorium» gehörten.

Oft spricht Conrad Buol, mein Onkel, in seiner autobiographischen Skizze, erschienen in der Davoser Revue 1 und 3/1991, von der Alpzeit in den Davoser Alpen «Bärental» und «Leidbach». Seine Schilderungen – etwa vom Alpaufzug – erinnern stark an diejenigen des Waadtländer Dichters Charles Ferdinand Ramuz. Besonders eindrücklich berichtet er von den alljährlichen Ringkämpfen unter den Kühen, was einerseits seinen Sinn für alles Sportliche, andererseits den Sinn für Ordnung (und wohl auch Rangordnung – oder Disziplin in jeder wie auch immer gearteten Gesellschaft) belegt.

Im Alter von siebzehn Jahren trat er dann ins Lehrerseminar ein, das er nach drei Jahren mit Erfolg abschloss. Hier kam er auch in Kontakt zum psychologischen Werk von alt-Seminardirektor Paul Conrad, und er habe «mit Erstaunen festgestellt, dass es sich dabei um einen Bruder seines geschätzten Grossvaters gehandelt habe.» Damit war die Verbindung zu Glaris, zur Heimat, noch enger geworden, und ein grosses Vorbild war entstanden. Mit viel Enthusiasmus beschreibt Dr. Conrad Buol auch seine Zugehörigkeit zur Kadettenmusik der Kantonsschule. Der musischen Kunst war er denn auch Zeit seines Lebens zugetan – auch wenn er selber schreibt, dass es durchaus andere gegeben habe, die mehr musikalisches Talent gehabt hätten als er selbst. Wichtig aber: Anliegen der Musikpädagogen stiessen bei ihm später als Seminardirektor stets auf offene Ohren.

Seine erste Lehrerstelle fand Conrad Buol in Klosters-Monbiel. Selbstredend wurde ihm nahegelegt, auch gleich den Dirigentenposten der Musikgesellschaft zu übernehmen. Von 1938 bis 1942 war Conrad Buol Lehrer im Davoser

Dischmatal: «Es kam etwa vor, dass der geschätzte Schulratspräsident Hans Laely... am Morgen telefonierte, heute oder bis auf weiteres werde keine Schule gehalten. Lehrer und Schüler sollten die Wohnhäuser nicht verlassen.» (Direkt hinter dem Schulhaus befand sich ein Lawinenzug.)

Ein Wort noch zu den Schulen in Monbiel und im Dischma: Es waren Landschulen mit Landkindern, die gerne lernten und die ihren Wissensdurst eben (fast) nur beim Lehrer befriedigen konnten. Die Schulen waren eine Art «Grossfamilien» – in der Gesamtschule Dischma waren beispielsweise von der ersten bis zur neunten Klasse fast alle Jahrgänge vertreten. Es waren geordnete «Demokratien» – ein Wort, von dem Conrad Buol zeitlebens fasziniert war und nicht zuletzt deshalb den Schulen auf dem Land, in den Tälern, in den Bergen, immer besondere Beachtung schenkte.

Der Schritt in die Stadt

Zwischen 1943 und 1947 unterrichtete Conrad Buol in Chur, wo er zunächst im Nikolai-Schulhaus insgesamt 56 Erst- und Zweitklässler zu betreuen hatte. Die Begabungstrennung sei schon viel grösser gewesen als bei den Schülern der Landschulen. Es fehlte bei 56 Schülern auch die Zeit, jeden einzeln zu betreuen. 1947 entschloss sich Conrad Buol – mittlerweile gut dreissig Jahre alt –, in Zürich ein Studium in den Fächern Pädagogik, deutsche Literatur und Philosophie zu beginnen. Er fand hervorragende Professoren und fand vor allem das Gedankengut jenes Mannes dem er in seinem ganzen späteren Leben quasi als «Jünger» zu folgen pflegte: Johann Heinrich Pestalozzi. Darüber wird später noch zu berichten sein. Conrad Buol schloss sein Studium mit dem Dokortitel ab. Der Titel seiner Dissertation «Erziehung zur Demokratie in de-

Volksschule» (1950). Dieser Titel allein enthält sehr viel von dem, was den nachmaligen Seminardirektor geprägt hat: nämlich die Wörter «Erziehung» und «Demokratie».

Dazu zwei Zitate:

«Eine blinde Gefolgschaft darf es in der demokratischen Schule nicht geben. Autoritär veranlagte Lehrer dürfen die Kinder nicht zu sehr an sich binden, geistig bevormunden. Menschen mit ausgeprägtem Macht- und Geltungstrieb, die ja aus psychologisch verständlichen Gründen auch im Lehrerberuf nicht fehlen, müssen sich solcher Gefahren bewusst sein, sonst taugen sie nicht zum Lehrer in der Demokratie – sondern eher zum Korporal preussischen Zuschnitts. Es gilt, in der Erziehung alle persönliche Eitelkeit, alle Geltungssucht, allen Machtwillen und Verehrungshunger beiseite zu stellen. Es gilt, die Anbetung der Kinder vom Realen und auch von uns selber weg allmählich auf das hinzulenken, das allein wahrhaft anbetungswürdig ist, auf das Ewige, das in der Wirklichkeit nie ganz aufgeht.» Und an anderer Stelle: «Für die demokratische Schule gilt auch dies: Es wird nicht alles von oben befohlen, der Zögling wird immer mehr zur Verantwortung gegenüber sich selbst, gegenüber den Kameraden, gegenüber den absoluten Ideen der Wahrheit und der Liebe geführt.» «Gemeinsames Wollen», «Arbeit», «Disziplin»

und «Selbstdisziplin» standen denn auch im Vordergrund dessen, was Conrad Buol später als Seminardirektor von allen – und nicht zuletzt von sich selbst – stets forderte.

Wegweiser der Bündner Schulen

1951 wurde Conrad Buol als Nachfolger von Martin Schmid von der Bündner Regierung als Direktor des Lehrerseminars gewählt. Die Aufgaben waren von allem Anfang an vielfältig, herrschte doch ein gewisser Nachholbedarf gegenüber den Nachbar- und vor allem den Universitätskantonen, und zudem galt es, bei jeder Reform das subtile Gleichgewicht zwischen den Sprach- und Kulturregionen auszuloten.

Buols Leistungen und Kämpfen nachfolgend vielleicht die wichtigsten: 1952 wurde das Studium am Lehrerseminar auf fünf Jahre erhöht mit vier Jahren Allgemeinbildung und einem Jahr Oberseminar als Berufsbildung. Mitte der 50er Jahre und Ende der 60er Jahre herrschte in Graubünden ein akuter Lehrermangel. Überbrückt werden konnte diese Situation jeweils nur durch den Einsatz der noch in Ausbildung stehenden Seminaristen. Conrad Buol dazu sarkastisch: «Verlockende Angebote aus anderen Kantonen erreichten die Absolventen der Seminare Chur und Schiers. Bevölkerungsstarke Kantone schlugen weit vernehmbar

die Werbetrommel: nicht nur mit verheissungsvollen Inseraten, welche angaben, was alles man neben einer grosszügigen Besoldung auch offeriere wie Wohnung, Garage und anderes (es fehlte noch, dass man nicht auch noch eine potentielle Braut in Aussicht stellte...)»

1958 kam die Regierung zum Schluss, dass Seminar und Kantonsschule räumlich und personell getrennt geführt werden sollten. Im Herbst 1963 konnte das neue, zweckmässige Seminargebäude im «Sand» eingeweiht werden. Mit der Einführung des zweiten Oberseminar-Jahres wurde auch das Angebot an Wahlfächern für die Studenten massgeblich erweitert.

Und zum Schluss Conrad Buol. In seinen «Rückblenden auf meine Amtszeit am Bündner Lehrerseminar», abgedruckt im Bündner Schulblatt 5/1987; S. 49: «Fragte man mich, welches während meiner Amtszeit die schwersten Entscheidungen gewesen seien, so möchte ich sagen: es waren vorwiegend jene, welche Lehrer, Schüler und Eltern stark berührten, wie etwa die Empfehlung des Austritts aus dem Seminar in Fällen, da junge Leute gerne an der Schule geblieben wären, den Anforderungen aber auch mit gutem Willen nicht genügten.»

Graubünden hat in Conrad Buol einen grossen Menschen, Erzieher und Demokraten verloren.

Hans Zimmermann

In memoriam alt Regierungsrat Renzo Lardelli-Crastan



Renzo Lardelli, Bürger von Poschiavo, erblickte das Licht der Welt am 9. Juli 1913 in Chur und wuchs als fünftes Kind mit drei Brüdern und drei Schwestern daselbst auf.

Nach der Primar- und Sekundarschule besuchte er die Handelsabteilung der Kantonsschule. Ende 1928 trat er in das väterliche Geschäft ein und vervollständigte seine Ausbildung in Handelshäusern von Mailand und Modena, wo er speziell typisch italienische Spezialitäten, wie solche im heimatlichen Kolonialwarenhandel fachmännisch angeboten wurden, von Grund auf kennenlernte. Als sein Vater, Renzo Lardelli-Matossi, im Jahre 1933 Berufsoffizier wurde, übernahm er das Geschäft an der Unteren Gasse in Chur, das er dann trotz der Krise der dreissiger Jahre und der schwierigen Kriegsjahre mit Beschränkungen im Lebensmittelhandel weiterführen konnte. Neben seiner grossen Belastung im Geschäft, erfüllte Renzo Lardelli seine bürgerlichen Pflichten objektiv und vorbildlich.

1932 absolvierte er die Rekrutenschule in einer Gebirgsschützenkompanie, 1933 wurde er Korporal, machte die Aspirantenschule, wurde Leutnant, 1938 Oberleutnant und 1940 erwarb er den Grad eines Hauptmanns. Er kommandierte die dritte Kp/91, wurde 1948 Major und übernahm das Geb Füs Bat 114, erreichte 1956 den Rang eines Oberstleutnants und 1960 denjenigen des Obersten. Bis zur Entlassung aus der Wehrpflicht im Jahre 1978 diente er in verschiedenen Funktionen als Generalstabsoffizier in der Geb Br 12, zuletzt als Stabschef der Ter Zone 12. Sein Dienstbüchlein weist mehr als 2000 Dienstage auf, ein Beweis dafür, dass der Verstorbene seine Pflicht gegenüber der Heimat mehr als erfüllt hat. Sowohl bei Vorgesetzten als auch bei den Untergebenen war die ausgeprägte Eigenschaft, seine Pflicht getreu zu erfüllen, geachtet, weil jeder Wehrmann überzeugt davon war, dass er immer nach bestem Wissen und Gewissen handelte und sowohl nach oben als auch nach unten leistete, was er mit seinem ausgeglichenen Charakter und seinem Ermessen verantworten konnte.

Als das politische Leben nach dem Krieg wieder aktiv wurde, hat Renzo Lardelli sich der jungfreisinnigen Bewegung, die speziell in Davos und Chur in Erscheinung trat, angeschlossen, weil das liberale Gedankengut seiner Einstellung entsprach. Zur Gründung einer jungliberalen eigentlichen Partei kam es in Graubünden nicht. Der Vorstand der FDP suchte den Kontakt mit den Jungen, weil er für die Bewegung der Jungliberalen Verständnis aufbrachte. Ich gehörte auch dazu, und wir verzichteten dann darauf, eine jungliberale Partei zu gründen, um

eine Aufsplitterung zwischen Gleichgesinnten zu vermeiden. Unter der Führung von Renzo Lardelli, der bald das Präsidium der Stadtpartei übernahm, wurde hart am Aufbau derselben in der Stadt und auf dem Land gearbeitet. Im Grossen Rat, wo noch ein gutes Dutzend Freisinnige sass, nahm Renzo 1945 als Stellvertreter und 1947 mit drei weiteren FDP-Vertretern von Chur, als ordentliches Mitglied Einsitz. Dem Grossen Rat gehörte er bis 1957, aber in die Regierung gewählt wurde er, zuletzt auch als Mitglied der Geschäftsprüfungskommission. Die rege Tätigkeit der Jungen trug bald Früchte, denn anlässlich der Kreiswahlen 1951 wurden 24 Freisinnige in den Grossen Rat gewählt, was weitgehend darauf zurückgeführt werden kann, dass Renzo und mehrere Mitglieder aus Chur in die Tagesschaft hinausgingen und mit Referenten Wähler zu gewinnen suchten. Schon 1947, als der aus der Regierung austretende Dr. J. Regi durch den Kantonstierarzt Dr. Chr. Magadant ersetzt werden musste, konnte der freisinnige Sitz im Kleinen Rat verteidigt werden, obschon die Demokraten eine Allianz mit den Sozialdemokraten eingingen und die FDP mit der konservativen Partei zusammen, ihre Kandidaten schon im ersten Wahlgang durchbrachten.

Renzo war ein gewiegener Politiker, verstand es bestens, seinen Getreuen zu führen und focht stets mit offenem Visier. Sein Leitsatz war: achte jede ehrliche Meinung eines anders Denkenden! Im Jahre 1951 hatte die Stadtpartei die Ehre die schweizerische Delegiertenversammlung der FDP in Chur durchzuführen. Dieser vielbeachtete Anlass gab der im Wiederaufbau begriffenen Partei sichtbaren Auftrieb und

schuf wertvolle Beziehungen zu prominenten Persönlichkeiten.

Im Leben des Verstorbenen trat eine grosse Änderung ein. Als er 1957 in die Regierung eintrat, musste er das Geschäft, das verschiedene Strukturänderungen und die Rechtsform einer Aktiengesellschaft angenommen hatte, in fremde Hände legen. Von seinem Amtsvorgänger, Conrad Bärtsch, übernahm er das Bau- und Forstdepartement, wo viele wichtige Aufgaben anstanden, die es teils zu vollenden oder neu in Angriff zu nehmen galt. Der Ausbau der N13 mit dem San Bernardino-Tunnel war im Gang und der Durchbruch desselben fand während seiner Amtszeit statt, und 1967 wurde er feierlich eröffnet.

Erfolgreich führte Regierungsrat Lardelli auch den Kampf mit den Bundesbehörden um mehr Mittel zu Gunsten des Strassenbaus. Die Erträge verschiedener kantonaler Sondersteuern und Abgaben schränkten die Möglichkeit, das Verkehrsnetz beschleunigt zu modernisieren, stark ein. Dank guten Beziehungen zum Eidg. Departement des Innern in Bern und mit seinen fortschrittlichen Beamten gelang es ihm, eine Idee durchzusetzen, welche vorerst sehr skeptisch aufgenommen wurde. Er erreichte mehrere wichtige Haupt- und Nebenstrassen staubfrei zu machen, was, einmal vollzogen, ein sehr gutes Echo fand.

Ähnlich war es auch im Forstwesen, denn auf diesem Sektor des Departements konnte lange nicht alles verwirklicht werden, was als wichtig erkannt wurde. So hatte der katastrophale Lawinenwinter 1951 mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie wichtig es war, Mensch und Tier mit Lawinenverbauungen zu schützen. Die Pflege des Waldes und die Sicherung gegen Lawinen waren ein dringendes Anliegen des Departements, und auch für diese Aufgabe hat Renzo Lardelli die bestehenden, speziell finanziellen Möglichkeiten voll ausgeschöpft.

Während seiner Regierungszeit

standen viele grosse Kraftwerke und Projekte für solche an. Ganz oder weitgehend fertiggestellt wurden anfangs der 60er Jahre die Kraftwerkanlagen im Mesocco, Hinterrhein, Vorderrhein, Engadin, Albula und Landwasser. Nachdem das Projekt der Emserwerke, eine Petrochemieanlage zu erstellen, nicht realisiert werden konnte, setzte sich Renzo Lardelli für die Pipeline von Mailand nach Ingoldstadt ein, wobei im Grossen Rat und auch im Volk kräftige Widerstände überwunden werden mussten. Nachdem die Anlage dreissig Jahre lang reibungslos funktioniert, zeigt es sich, dass die Bedenken unbegründet waren.

Die Zeit, während welcher Renzo Lardelli das Bau- und Forstdepartement führte, ist geprägt von guten Leistungen zu Gunsten der Gemeinschaft. Der Verstorbene konnte für sich in Anspruch nehmen, sein Bestes geleistet zu haben. Nach dem Austritt aus der Regierung gehörte er jahrelang den Verwaltungsräten der Kraftwerke Hinterrhein und der Engadiner Kraftwerke an. In sein Geschäft kehrte er nicht zurück, sondern wurde Geschäftsführer der Stuag International, die in Chur ein Büro unterhielt. Diese Funktion erforderte oft Reisen zu den Filialbetrieben in Deutschland und Österreich. Die Tätigkeit nahm ein Ende, als die Stuag International liquidiert wurde.

Seine politische Tätigkeit endete mit der Übernahme des Präsidiums der bündnerischen FDP von 1966 bis 1968. Seine Tätigkeit im Bündner Handels- und Industrieverein, dessen Präsident er in den Jahren 1966 bis 1977 war, nahm er nach dem Ausscheiden aus der Regierung als Präsident wieder auf und verliess dieses Gremium 1977 mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

Trotz der grossen Beanspruchung, war die Familie dem Dahingegangenen stets der ruhende Pol in seinem vielseitigen, bewegten Berufsleben. 1938 heiratete Renzo Illa Crastan von Sent, die Tochter

des damaligen Geschäftsführers der Stuag Niederlassung in Chur, dipl. Ing. Jon Crastan. Zeitlebens war Illa eine besorgte, verständnisvolle Gefährtin und unterstützte ihren vielbeschäftigten Gatten nach den gegebenen Möglichkeiten vorbildlich. Die militärische Ausbildung, der Aktivdienst und die vielen Verpflichtungen als Regierungsrat betrachtete sie stets als Leistungen, welche der Ehemann im Interesse der Öffentlichkeit auf sich nahm. Der Ehe entsprossen eine Tochter und zwei Söhne, die alle Kinder haben, welche den Grosseltern viel Freude bereiteten.

Eine grosse Genugtuung empfanden die Eheleute, als sie das Haus Crastan in Sent übernehmen konnten. Dort verbrachten sie in den letzten Jahren ausgedehnte Ferien, wo sie oft Familienangehörige beherbergten und mit der Einwohnerschaft gute Kontakte pflegten, was auch Renzo keine Schwierigkeiten bereitete, weil er die romanische Sprache beherrschte.

Einen Höhepunkt in ihrem Leben stellte am Ende der Regierungszeit eine Einladung des Freundes Domenig Bezzola dar, der in Lima ein Hotel besass. Auch in den letzten Jahren erzählte Renzo stets gerne von seinem Reiseerlebnis in Südamerika.

Das Leben von Renzo nahm am Weihnachtstag 1995 nach einem überaus glücklichen und erfolgreichen Dasein ein Ende, nachdem er in den vorangegangenen Monaten mehrmals wegen eines Herzleidens ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen musste. Es war ihm vergönnt, im Kreise seiner Angehörigen für immer Abschied zu nehmen.

Persönlich hat der Schreibende einen gütigen, aufrichtigen Freund und Weggefährten, dem die Öffentlichkeit für seine grossen, ihr geleisteten Dienste, zu innigem Dank verpflichtet ist, verloren. Wir gönnen ihm die ewige Ruhe und behalten ihn in bester Erinnerung.

Hans A. Tarnutzer, Chur

Peider Cantieni

1923 – 1996



«Sicher ist, dass die Schule für viele Kinder zur Ursache für schweres Leiden wird. Für jedes Kind, das anders ist als seine Kameraden, für jedes Kind, das ohnehin schon an seiner Eigenart leidet, wird die Schule zu einer Plage.»

Dies schrieb Peider Cantieni in einem Aufsatz mit dem Titel: «Das Sonderschulwesen im Dienste des Schulversagers», der 1972 in der «Bündner Zeitung» erschienen ist. Und dass dies künftig nicht so bleiben sollte, dafür setzte er sich Zeit seines Lebens ein. Die Haltung, die ihn ein ganzes Lehrerleben lang begleitete, wird aus den folgenden Zitaten deutlich, die dem gleichen Artikel entnommen sind.

«Nun, es ist möglich, dass wir einem Kind mit Hilfe von Strafen schlechte Gewohnheiten abgewöhnen können, es wird uns aber nie gelingen, ihm mit diesem Erziehungsmittel gute Gewohnheiten beizubringen. Dass sich gar die Gesinnung eines Menschen durch Strafen ändern lasse, mutet an wie ein schlechter Witz»...» Schon das Kleinkind lechzt nach Lob und

Anerkennung und uns Erwachsenen geht es nicht anders. Wer würde es an einem Arbeitsplatz aushalten, an dem nur getadelt wird? Ich kenne Lehrer, die ihre Stelle wechselten, weil sie in der Gemeinde zu wenig Anerkennung fanden.»

Mit Peider Cantieni ist am 11. Januar 1996 ein Pionier der Heilpädagogik in unserem Kanton gestorben, dessen geistige Wurzeln und dessen Aktivitäten jedoch weit über die Kantonsgrenzen hinausreichten. Zusammen mit Annemarie Cantieni, seiner Frau, setzte er sich erfolgreich für die Schaffung tragfähiger Strukturen für in ihrer Entwicklung auffällige Kinder ein. Sein erklärtes oberstes Ziel war - über seine Tätigkeit als Hilfs- und Kleinklassenlehrer hinaus - das Wecken von Verständnis für behinderte Kinder und für die aus diesem Verständnis folgende Notwendigkeit, geeignete Unterstützungsmöglichkeiten zu schaffen.

Peider Cantieni wurde am 26. Mai 1923 in der Nähe von Tarasp geboren und wuchs in Samedan in einer Bauernfamilie als Ältestes von sechs Geschwistern auf. Wenn ihm die Arbeit, die er in der Landwirtschaft zu leisten hatte und die (Halbjahres-) Schule ein wenig Zeit liessen, wurde schon beim Kindergartenkind und beim Schüler Peider Cantieni deutlich, dass seine grosse Liebe der Musik gehörte. Wann immer er Zeit fand, sang er und widmete sich dem Klavierspiel. Zu allen Zeiten und in allen Phasen seines Lebens spielte Musik eine grosse Rolle, sei dies beim 10jährigen, der auf dem Klavier der Nachbarn übte, sei es als Militärmusiker, Organist, Chorleiter, Mitsänger im Bass oder als Klavierlehrer. Eine musikalische Laufbahn stellte er

dann zugunsten der heilpädagogischen hintan - vielleicht, weil sein musikerfahrene Familie meinte ebensogut könne er wohl Geisshir werden als der brotlosen Kunst eines Musikers nachzugeher. Jedenfalls entschloss er sich, seine anderen Neigung zu folgen und benachteiligte Kinder zu be-hüten.

1943 schloss er das Lehrerseminar in Chur ab. In die Seminarzeit fielen auch seine ersten Kontakte zu behinderten Kindern im damaligen Sonderschulheim Masans. Viel Jahre später war er wesentlich an Auf- und Ausbau des heutigen «Schulheims für cerebral gelähmt und körperbehinderte Kinder beteiligt und gehörte in verschiedenen Funktionen dem Stiftungsrat an. Seine erste Anstellung als Lehrer fand er an der Gesamtschule Arezen. Darauf folgten sieben Schulwinter in Pontresina, wo er auch seine Frau kennenlernte. Während des langen schul- und einkommensfreien Sommers verdiente er den Lebensunterhalt für sich und bald auch für seine Familie in der Engadiner Hotellerie, als Kondulteur bei der Muottas-Muragl-Bahn oder beim Sessellift in Pontresina als Sekretär eines Berner Versicherungsbüros und als Lehrerstellvertreter im Unterland.

1953 wurde Peider Cantieni als Lehrer nach Chur gewählt. Hier arbeitete er 34 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1987. Am Heilpädagogischen Seminar in Zürich absolvierte er bald einmal eine heilpädagogische Ausbildung, die ihn mit den Persönlichkeiten und dem Gedankengut von Paul Moor, Jakob Lutz und Mir Scheiblauber bekannt machte. Die Zeit hinterliess bleibende und seine Arbeit prägende Eindrücke in ihm. All das, was Paul Moor über d

Haltung des Erziehers seinen Schülern und Schülerinnen gegenüber sagt, die Achtung, mit der Kinder und ihre Eltern - unabhängig von ihren schulischen Fähigkeiten - wahrgenommen werden sollten, das versuchte Peider Cantieni in seiner Arbeit umzusetzen. Und die Bedeutung, die Mimi Scheiblauber der Rhythmik, der Musik und der Bewegung für die Entwicklung junger Menschen beimass - sie kam seinen Neigungen ohnehin entgegen.

Mit dieser Ausrüstung war er einer der ersten ausgebildeten Heilpädagogen im Kanton. Nach einigen Jahren Praxis wurde er als erster Vorsteher der Churer Sonderschulen gewählt. So war es für ihn folgerichtig, sich für die Schaffung der nötigen Strukturen zur Verbesserung der Arbeit einzusetzen. Zusammen mit anderen initiierte er die Gründung der Bündner Sektion der Schweizerischen Heilpädagogischen Gesellschaft (SHG), deren Präsident er viele Jahre war und die zum bewährten Träger für manche heilpädagogischen Institutionen und Aktivitäten wurde. Auf schweizerischer Ebene war er für die SHG in verschiedenen Gremien tätig.

Ein bedeutsamer Schritt in der Arbeit mit entwicklungsauffälligen Kindern und in der Lehrer- und Elternberatung war die Verwirklichung eines Schulpsychologischen Dienstes. Bereits 1951 stellte die «Offizielle Lehrerkonferenz» an den Stadtschulrat von Chur den Antrag zur Erweiterung der bestehenden «Prüfungsstelle», die die Aufnahmen in die Spezialklassen vorbereitete, in einen «einfachen Schulpsychologischen Dienst». Für die Prüfung der betreffenden Kinder war neben seinen anderen Aktivitäten vor allem Peider Cantieni zuständig.

Da auf die Eingabe von 1951 nichts erfolgt war, wurde sie 1957 wiederholt, allerdings mit dem Hinweis, dass ein «einfacher Schulpsychologischer Dienst» nicht genüge, sondern dass ein «ausgebauter Schulpsychologischer Dienst» ins Auge zu fassen sei. Zwölf weitere Jahre voller Vorträge, Zeitungsartikel, Ueberzeugungsarbeit sollten ins Land gehen, bis die Volksabstimmung von 1969 den Weg zur Gründung des Schulpsychologischen Dienstes frei machte. Manche Dokumente, Briefe und Entwürfe zu Referaten zeugen von Peider Cantienis Engagement in diesem Zusammenhang - und nicht zuletzt ein heute aus unserem Kanton nicht mehr wegzudenkender Dienst für Schul- und Erziehungsberatung.

Ein nächster wichtiger Schritt war sodann der Aufbau eines Dienstes, der entwicklungsauffälligen und behinderten Kindern im Vorschulalter und deren Eltern eine Untersützung anbot: Auf Anregung des ersten Schulpsychologen, der 1970 seine Arbeit aufgenommen hatte, begannen Peider und Annetarie Cantieni mit dem Aufbau des Heilpädagogischen Dienstes, der 1996 sein 25-jähriges Bestehen feierte und mit seinen Abteilungen für Früherziehung, Psychomotoriktherapie, Audiopädagogik und Stützunterricht für seh- und hörbehinderte Kinder heute eine wesentliche Funktion im Kanton hat.

Als Lehrer an Hilfs- und Kleinklassen gab es für Peider Cantieni vor allem ein Hauptanliegen: Leben lernen. Diesen Gedanken in eine Schule hineinzutragen, deren Tendenz oft eher die umgekehrte ist - das Leben zu verschulen - machte seine Arbeit wohl nicht immer einfach, aber immer spannend und engagiert. Kindern, die aus ver-

schiedenen Gründen den Anforderungen der Normalschule nicht gewachsen waren, Lebenstüchtigkeit und Lebensmut, Selbstbewusstsein und ein Gefühl für die eigene unverwechselbare Identität zu vermitteln, das bedarf grosser Genauigkeit und ebenso grosser pädagogischer und didaktischer Sachkenntnis. Förderung und Erziehung so zu gestalten, dass das Leben schon jetzt, hier in der Schule lebenswert ist und nicht erst in einem nebulösen «Später», das setzt den Kontakt, das in gegenseitiger Achtung geführte Gespräch mit den Eltern der Kinder voraus.

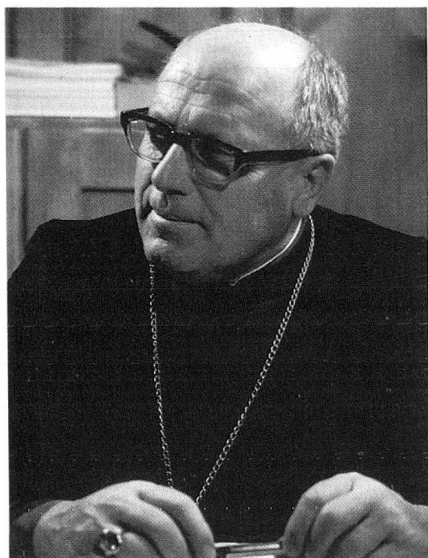
Will man so gezielt arbeiten und handeln, so ist die Weiterbildung der Lehrer und Lehrerinnen ein wichtiger Bestandteil des Denkens und Handelns. Nicht alle Klein- und Hilfsklassenlehrer hatten die Möglichkeit, sich diese Weiterbildung an Kursen des Heilpädagogischen Seminars in Zürich zu holen, sei dies aus zeitlichen oder aus finanziellen Gründen. So entstanden die über viele Jahre hinweg geführten «Kantonalen Ausbildungskurse» für Heilpädagoginnen und Heilpädagogen, ebenfalls unter der bewährten Trägerschaft der Sektion Graubünden der Heilpädagogischen Gesellschaft. Der Aufbau der dazu nötigen Organisation, die Suche nach geeigneten Referenten, nach Räumlichkeiten und Finanzierungsmöglichkeiten oblagen wiederum Peider Cantieni. Mehr als 80 Lehrer und Lehrerinnen konnten so im eigenen Kanton eine heilpädagogische Weiterbildung absolvieren.

Alle, die heute auf den Früchten seines Werkes aufbauend ihre heilpädagogische oder therapeutische Arbeit tun, haben ihm zu danken.

Waldtraut Mehrhof

Dr. theol. Viktor Schönbächler

8. März 1913 – 18. Januar 1996
1963 – 1988 Abt des Benediktinerklosters Disentis



Von 1963 bis 1988 stand Viktor Schönbächler als Abt dem Benediktinerkloster Disentis vor: volle fünfundsanzig Jahre. Mit fünfzig Lebensjahren wurde er 1963 zum 63. Abt des Klosters Disentis gewählt, mit fünfundsechzig erreichte er 1988 das in den Satzungen der Schweizer Benediktinerkongregation vorgesehene Rücktrittsalter. Nach seinem Amtsverzicht lebte er noch gegen acht Jahre in seinem Kloster. Er starb nach längerer Krankheit am 18. Januar 1996 und wurde am 22. Januar auf dem Klosterfriedhof zur letzten Ruhestätte geleitet.

Am 8. März 1913 kam Abt Viktor in Einsiedeln zur Welt, wo die Schönbächler seit Jahrhunderten beheimatet sind. 1918 zog die Familie nach Winterthur/Töss, wo Vater Schönbächler seine Lebensstelle als Stadtförster im Eschenbergwald gefunden hatte. Zusammen mit fünf jüngeren Geschwistern, drei Brüdern und zwei Schwestern, wuchs Abt Viktor dort auf und besuchte die Primar-

schule. Zwölfjährig kam er als Schüler der Klosterschule zum ersten Mal nach Disentis. Die Matura machte er in Engelberg, da Disentis damals noch keine Maturitätsberechtigung besass.

1934, nach einem Studienjahr in Mailand, entschloss sich Abt Viktor zum Eintritt ins Kloster Disentis und legte dort 1935 die Ordensversprechen ab. Zum Theologiestudium weilte er in Rom und promovierte an der Benediktiner Hochschule Sant'Anselmo mit einer Arbeit über das Psalmengebet. 1938 wurde der junge Mönch zum Priester geweiht. Damit begann auch schon bald sein Wirken im Kloster Disentis, dem er sich nun während siebenundfünfzig Jahren in den verschiedensten Aufgaben widmen sollte. Er war Lektor für Dogmatik und später für Bibelwissenschaft an der bis 1953 geführten eigenen theologischen Hausschule. An der Klosterschule lehrte er Latein und Griechisch. Schon 1941 wurde er als jüngster Pater zum Subprior ins Leitungsteam des Klosters berufen, elf Jahre später zum Dekan ernannt, bis er dann nach weiteren elf Jahren am 11. Juni 1963 zum Abt gewählt wurde. Noch als Subprior wurde ihm zusätzlich das Amt des Küchenmeisters, des Fraterinstruktors und des Novizenmeisters anvertraut. Daraus ist ersichtlich, wie Abt Viktor nicht nur von der Pike auf gedient hat, sondern auch mit allen Bereichen des klösterlichen Lebens vertraut gemacht wurde, bevor er als Abt die Verantwortung für das ganze Kloster übernehmen sollte.

Wenn die bleibenden Früchte der Tätigkeit als Abt genannt werden sollen, dann muss gewiss auf die aussergewöhnlich umfangreiche

Bautätigkeit hingewiesen werden: In die Amtszeit von Abt Viktor Schönbächler fällt 1965–67 der Bau des durch die Errichtung des Stausees auf dem Lukmanier notwendig gewordenen neuen Hospizes und der Kapelle auf der Passhöhe. 1969–73 wurden die neuen Schulhausbauten im Kloster ausgeführt, wozu der Konvent unmittelbar nach der Abtswahl 1963 den Planungsbeschluss gefasst hatte. 1974–75 wurde die Casa Pazzola zum Mädcheninternat umgebaut. 1975–76 erfolgte die bauliche Neugestaltung des Personalhauses und der Klosterschreinerei. Von 1980–84 wurde die Marienkirche in ihren vier mittelalterlichen Bauphasen archäologisch ergraben und untersucht. In Anlehnung an die vierte Phase vom Ende des 10. Jahrhunderts wurde sodann die Marienkirche für den heutigen Gebrauch neugestaltet. Archäologische Forschungen und Grabungen erstreckten sich auch auf die andern mittelalterlichen Kirchen im Kloster Disentis (St. Martin I. mit der Placiduskrypta und St. Martin II., St. Peter I., II. und III.), was völlig neues Licht auf die Frühzeit des Klosters Disentis warf. In der Rauminhalt der Marienkirche vor 1895–99 wurden schliesslich das Klostermuseum mit der kulturhistorischen und der naturgeschichtlichen Ausstellung und die geräumige Klosterbibliothek untergebracht. Das stellt alles in allem eine Bautätigkeit dar, wie sie bei der Wahl Abt Viktors niemand geahnt oder auch nur für möglich gehalten hätte.

Doch gab es für Abt Viktor noch eine weit grössere und ungleich schwerere Herausforderung als alldieses Bauen im äusseren Bereich

Die Zeitgeschichte im allgemeinen und die kirchliche Entwicklung im besonderen verlangten in diesen Jahren, da Abt Viktor dem Kloster vorstand, geistige «Umbauten», das heisst Umstellungen und Anpassungen von unvergleichlichem Ausmass. Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–65) hatte in entscheidenden Punkten eine Erneuerung des kirchlichen und damit auch des klösterlichen Lebens gebracht. Die Neuordnung der gottesdienstlichen Praxis, das neue theologische Verständnis der Kirche als Gemeinschaft und Volk Gottes wie auch die neue Sicht des Ordenslebens, waren verbindliche Tatsachen, die in einem Kloster nach Verwirklichung und Vertiefung riefen. Umstellungen und Anpassungen drängten sich auf, um das von Papst Johannes XXIII. so sehr gewünschte «aggiornamento» auch im Kloster zu ermöglichen. Abt Viktor hat diese Entwicklung wachsam verfolgt, gründlich überlegt und eingehend mit den Mitbrüdern besprochen. Dabei hatte Abt Viktor volles Verständnis auch für jene, die sich mit Änderungen schwer taten. Er konnte warten, bis eine Sache wirklich reif war. War es dann aber soweit, so hat er auch offen und entschieden gehandelt. Dabei zeigte es sich, dass das Kloster Disentis in mancherlei Hinsicht andern Ordensgemeinschaften voraus war. So wurde 1966 die gemeinsame Feier der Eucharistie in sogenannter Konzelebration Wirklichkeit. Damit trat der eine Abendmahlstisch an die Stelle der vielen Altäre. Nach dem entscheidenden Kongregationskapitel der Schweizer Benediktiner von 1968/69 traf der Disentiser Konvent unverzüglich die wichtigsten Beschlüsse zur Gleichstellung der Brüder (Laienmönche) und Patres (Priestermönche). Das war wohl die wichtigste und folgenreichste Entscheidung. Sie war nur möglich aufgrund einer Neuentdeckung des ursprünglichen monastischen Ideals, jenseits von allem sich später eingeschlichenen

Klerikalismus. Das persönliche Beispiel Abt Viktors an Bescheidenheit und Bruderliebe hat hier entscheidend mitgeholfen. Folgerichtig wurde sodann 1970 das gemeinsame Chorgebet der ganzen Mönchsgemeinde in deutscher Sprache eingeführt, nachdem ein neues monastisches Stundenbuch und ein entsprechendes Antiphonar für den gesungenen Vollzug bereit standen.

Grosse Sorgfalt und Umsicht verlangte auch der Bereich der Schule, wollte man den den zum Teil neuen Anforderungen einer gewandelten Zeit gerecht werden. Die Schule wurde Mitte der siebziger Jahre auch für Mädchen geöffnet. Die Klosterschule, einst vor allem für den eigenen Klosterschulnachwuchs bestimmt und später für lange Zeit vorzüglich für die humanistische Ausbildung von Priesteramtskandidaten gedacht, wandelte sich nun von der Internatsschule zur regionalen Mittelschule, die allen offensteht. Dabei wurde die Realschule aufgehoben und das Gymnasium nach den Lehrplänen für die Maturitätstypen A und B erweitert. Die Subventionierung der Schule durch die öffentliche Hand machte die Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen von ausserhalb der klösterlichen Gemeinschaft möglich. Die neuen Schulbauten trugen von Anfang an den neuen Gegebenheiten Rechnung. Wir können nur ahnen, was so weitreichende Entscheidungen für den bedeuteten, der als Abt des Klosters die letzte Verantwortung zu tragen hatte.

Wer die Geschichte der Abtei Disentis auf dem Hintergrund der Bündner Geschichte auch nur einigermaßen kennt, weiss, wie sehr diese Abtei mit Volk und Landschaft verbunden ist. Der Abt von Disentis ist gewissermassen Abt für die ganze Gegend der Surselva. Im Mittelalter trat das dadurch in Erscheinung, dass der Disentiser Abt Fürstabt der Surselva und des Urserentals war. Dabei ist es wirklich beeindruckend, dass die fürstliche Würde nie absolutistische Misstöne

aufkommen liess. Bei der Bildung des demokratischen Grauen Bundes hat der Abt von Disentis ausschlaggebend mitgewirkt. Diese Volksverbundenheit des Klosters hat sich vor gut hundert Jahren beim Kampf um die Rettung und Wiederherstellung des gefährdeten Klosters in umgekehrter Weise gezeigt: Das Kloster wurde vor dem Untergang gerettet, weil das Volk der Surselva zu seinem Kloster stand. Das Kloster hat das nie vergessen und seine Äbte sind bis heute in beeindruckender Weise mit dem Volk verbunden. Was Abt Benedikt Prevost, der erste Abt des Wiederaufbaus schon als Prior im Jahre 1881 schrieb, entspricht auch heute noch der Wirklichkeit: «Ich war immer von der hohen Bedeutung des Stiftes für die hiesige Bevölkerung und für den ganzen Kanton überzeugt, allein niemals hätte ich geglaubt, dass es von so grosser Tragweite sei, wie ich jetzt erkenne.» Auch zu den staatlichen Behörden von der Gemeinde bis zum Kanton und zur Eidgenossenschaft hatte Abt Viktor stets das allerbeste Verhältnis. Das zeigte sich in der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Gemeinde Disentis an Abt Viktor und vor allem in der grosszügigen Subventionierung der Klosterschule durch den Kanton Graubünden.

Schliesslich darf daran erinnert werden, wie Abt Viktor auch ausserhalb des eigenen Klosters und der dazu gehörigen Talschaft geschätzt wurde. Zuerst einmal im Bereich der grossen Mönchsfamilie, die nach der Regel des heiligen Benedikt von Nursia lebt. Obwohl das einzelne Benediktinerkloster autonom ist, wurden und werden die Verbindungen mit den nahen und fernen Mitbrüdern und Gemeinschaften eingehend gepflegt. Die Schweizer Benediktinerkongregation vereinigt schon seit über dreieinhalb Jahrhunderten die Benediktinerklöster unseres Landes zu Zusammenarbeit und gegenseitiger Hilfe. Abt Viktor versah in dieser Gemeinschaft von 1967–85 das

Amt des Vizepräses. Die Salzburger Äbtekonferenz vereinigt die Äbte des deutschen Sprachgebietes. Hier war Abt Viktor von 1972–82 zweiter Assistent. Schliesslich versagte Abt Viktor auch der weltweiten Benediktinerkonföderation nie seine Mitarbeit, sei es anlässlich der regelmässig durchgeführten Äbtekonferenzen, sei es in der Pflege brüderlicher Beziehungen durch Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft, wenn immer sich eine Gelegenheit bot.

Mit dem Bistum Chur und seinem Bischof wurde die traditionelle Verbundenheit weiter gepflegt. Diözesanbischof Johannes Vonderach teilte die ganze Amtszeit von Abt Viktor. All die Jahre, die Abt Viktor

dem Kloster Disentis vorstand, führte Bischof Johannes den Krummstab des Bischofs von Chur. Man hatte immer den Eindruck, die beiden würden sich gut verstehen. Der Diözesanbischof kam regelmässig am Feste des Disentiser Marienheiligtums unter dem Titel «Mutter der Barmherzigkeit» zum Festgottesdienst und zur Prozession nach Disentis. Und Abt Viktor vertrat den Bischof des öfters in Pfarreien, um das Sakrament der Firmung zu spenden.

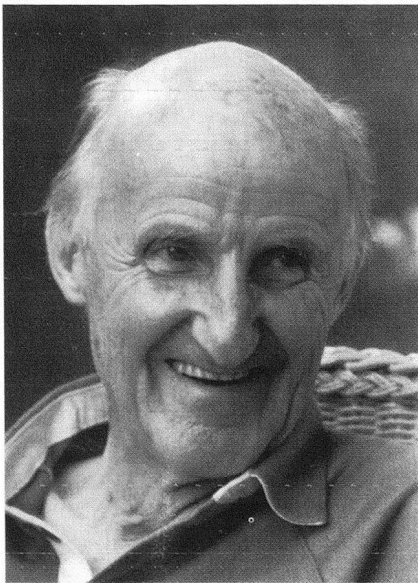
Auf kulturellem Gebiet wirkte Abt Viktor als Mitglied der Winterhalterstiftung und der Stiftung Pro Müstair. Schliesslich liess sich Abt Viktor 1980 bei der Gründung der

Kompturei Churrätien des Ritterordens vom Heiligen Grab bewegen, das Amt des Priors zu übernehmen.

Wer Abt Viktor persönlich kennenlernen durfte, war beeindruckt von den benediktinischen Qualitäten des klugen Masshaltens und der ehrfürchtigen Zurückhaltung, alles in allem der echten Weisheit, die dieser Mann so hervorragend verwirklichte. Wem ein Blick nach innen vergönnt war, durfte sehen, wie die Heilige Schrift und die kirchliche Liturgie die eigentlichen Kraftquellen dieses aussergewöhnlichen Lebens darstellten. Sein Andenken wird uns immer teuer bleiben.

Hans Rossi, Chur

Dr. Duri Vital



Duri Vital wurde am 30. September 1918 zusammen mit seiner Zwillingsschwester Neisa, in Susch geboren. Mit ihr und zwei älteren Brüdern erlebte er eine sorglose und schöne Jugendzeit im vornehmen Elternhaus in Susch. Dort besuchte er die Primarschule. Er war ein aufgeweckter, intelligenter

Knabe und für alle Streiche zu haben. Für die Vorbereitung ins Gymnasium konnte er im Internat in Glarisegg, bei Steckborn am Bodensee, die deutsche Sprache erlernen. In Chur besuchte er die Kantonschule. Er war kein Streber, aber schaffte das Gymnasium mit Leichtigkeit. Daneben war er als Mitglied des KTV ein begeisterter Kunstturner und hat viele Kränze erturnt. Noch in hohem Alter konnte man an seiner hohen schlanken Gestalt und seinem Gang den Kunstturner erkennen.

An der Universität in Zürich schloss er das juristische Studium 1947 mit einer Dissertation über das Römische Kirchenrecht ab. Während der Studienzeit trat er in Zürich dem Turnverein Neumünster bei. Dies war sein Glück, denn dort fand er seine Lebensgefährtin Ursula Schindler. Im Jahre 1950 heirateten sie in der Büelkirche in Zürich. Vorerst fand der junge Jurist im Jahre 1953 beim Bezirksgericht Zürich eine Stelle. Es zog ihn jedoch nach Graubünden zurück, und noch

gleichem Jahres eröffnete er in Chur eine Anwaltspraxis. Zudem wurde er auf Anhieb ins Kantonsparlament gewählt. Dem Ehepaar Vital war ein Dreimädelhaus beschert. 1957 wurde die Tochter Daniela geboren 1959 Cristina und 1966 Rahela. Die Familie lebte im trauten Heim im Stampgarten.

Politisch blieb er seiner Neigung und seiner Überzeugung treu. Trotz grosser liberaler Familientradition schloss er sich schon früh der sozialistischen Partei an. Er wollte für die Minderbemittelten und für die Stiefkinder der Gesellschaft eintreten und nicht für bürgerliches Finanztum. Hier war ihm grosser Erfolg beschieden. In Chur wurde er sofort in den Grossen Rat gewählt, dem er volle 32 Jahre angehörte. Er war ein angesehenes Mitglied im Parlament und hat unzähligen Kommissionen angehört oder sie sogar präsiert. Im evangelischen Grossen Rat war er langjähriger Präsident der Geschäftsprüfungskommission und hat auch dort seine guten Dienste zur Verfügung gestellt. Als ein

Wandel in der SP eintrat und intellektuelle Jugendliche sich vordrängten, die andere Ideen vertraten, fühlte er sich dort nicht mehr zu Hause. Er vertrat die Ansicht, dass die Interessen der Arbeiterschaft und der einfachen Leute wegen Prinzipienreiterei in den Hintergrund gedrängt würden. Somit gründete er mit einigen Getreuen eine eigene Partei. Als dann in der SP eine Abspaltung erfolgte, trat er der damals gegründeten DSP bei.

Duri Vital war auch politisch ein väterlicher Freund. Immer war er bedacht und überlegt. Zu spontanen Handlungen oder gar Wutausbrüchen im Rat war er nicht zu haben. Aus diesem Grunde ergänzten wir uns glänzend. Ich kann mich an eine Parlamentssitzung erinnern, anlässlich der Revision des Steuerrechtes. Wir vertraten eine sehr soziale Vorlage, als wir unversehens von zwei bürgerlichen Ratskollegen sowohl in der Sache, aber auch persönlich wegen unserer Vergangenheit und unserer Herkunft schwer angegriffen wurden. Es riss mich fast vom Stuhl, und wütend hatte ich mich zu Wort gemeldet, aber im Aufstehen zupfte mich Duri beim Ärmel und flüsterte mir auf romänisch zu: «Schweig, hier brauchst du nicht zu antworten, wir kommen beide aus einem besseren Stall als die zwei!»

In den sechziger Jahren portierte dann die SP Chur Duri Vital als Nachfolger des langjährigen Kreispräsidenten Dr. Hans Jörg. Er war für dieses Amt prädestiniert, weil er jahrelang als Aktuar amtierte. Gegen eine schwere bürgerliche Übermacht wurde er gewählt. Dieses Amt hat er 20 Jahre ausgeübt. Er war ein allseits geachteter, sogar beliebter Landammann. Immer wieder fand er Zeit für jedermann, welcher sich bedrückt fühlte. Auch gegenüber den Anwälten (seinen Gegnern) war er immer hilfsbereit, und von höchster Kollegialität. Seine Beliebtheit zeichnete sich jeweils bei den Wahlen ab. Als Kreispräsident wurde er immer unbe-

stritten mit höchsten Wählerstimmen gewählt. Aber auch von den 21 Grossräten machte er immer Spitzenresultate, meist an erster Stelle. In seiner Amtsausführung bedrückte ihn die Tatsache, dass in den 32 Kreisen des Kantons die Rechtsprechung ausserordentlich verschieden ausfiel. Dies war ein Nachteil für die Bündner Justiz, jedoch auch nicht verwunderlich. Er suchte nach Möglichkeiten zur Vereinheitlichung der Rechtssprechung und gründete schlussendlich im Jahre 1968 den Verband Bündnerischer Kreispräsidenten. Damit war ein Forum geschaffen, um gegenseitige Kontakte zu pflegen und um in der Rechtssprechung sich gegenseitig informieren und abdecken zu können. Duri Vital war dann langjähriger Präsident und schliesslich Ehrenpräsident dieses Verbandes. Auch in diesem Gremium war er ein geachteter und geschätzter väterlicher Freund. Viele Kreispräsidenten (darunter auch Laien) suchten jeweils seinen Rat.

Seine herausragenden Hobbys waren das Bienenzüchten und Zinnsammeln. Er war ein anerkannter Imker und konnte immer gute Ernten erzielen. Was das Zinnsammeln anbetraf, erlangte er nahezu wissenschaftlichen Ruhm. Seine Kenntnisse waren profund und umfassend. Er schenkte sein Wissen auch der Öffentlichkeit in einem Buch: «Die Churer Zinngiesser.» Seine fachmännischen Kenntnisse wurden viel gebraucht und auch von Museumsdirektoren und -direktoren in Anspruch genommen. Auch hier hatte ich mit ihm ein persönliches Erlebnis. Ein Jenischer, von dem ich bereits mehrere Zinnsachen gekauft hatte, kam mit einer wunderbaren «Bauer-Kanne» in meine Anwaltspraxis. Er wollte auch einen phänomenalen Preis. Nachdem ich diesen auf die Hälfte herabgemarktet hatte, erklärte ich ihm, ich müsse die Kanne unbedingt noch Herrn Dr. Vital zeigen. Unverzüglich rief ich Duri an und besuchte ihn sofort. Als ich die Türe seines

Büros öffnete, sass er weit hinten an seinem Schreibtisch, und bevor ich richtig ins Zimmer trat, rief er mir schon zu: «Die Kanne ist gefälscht!» Tatsächlich war es so!

Auch sonst war Dr. Vital vielseitig kulturell interessiert. Noch im letzten Jahr veröffentlichte er im «Bündner Jahrbuch» einen interessanten Artikel über «Die alte Brauerei in Susch», welche eine halbe Familienchronik enthält. Im Jahre 1991 gründete er den Verein «Brauereimuseum Susch». Die Realisierung dieses Projektes war ihm nicht mehr vergönnt.

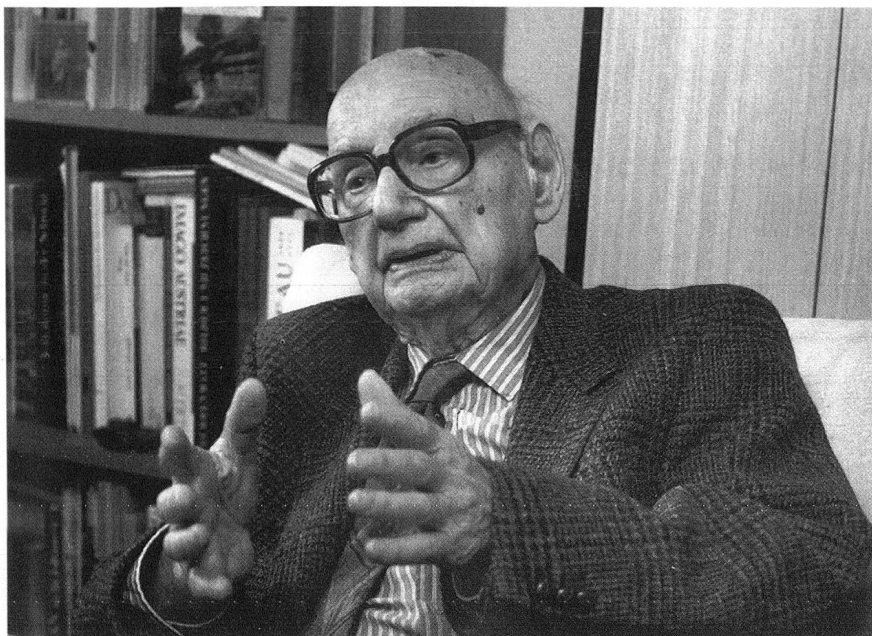
Von seinen vielen Verpflichtungen durfte Duri Vital in der Familie Erholung erfahren. Bei seiner Frau und seinen drei Töchtern konnte er sich unbeschwert und mit Freuden entspannen. Später gaben ihm seine beiden Enkelkinder viel Freude und Ablenkung. Dieses geradezu ideale Verhältnis dauerte lange an, bis plötzlich seine Gattin im Jahre 1983 von der tückischen Alzheimerkrankheit befallen wurde. Wie es medizinisch nicht anders möglich war und heute noch ist, verschlimmerte sich der Zustand bis zur völligen Persönlichkeitszerstörung. Bei diesem schweren Schlag für die ganze Familie zeigte sich noch einmal die Grösse dieses urwüchsigen, der Familientradition verbundenen Engadiners. Vorerst pflegte er selbst die Frau liebevoll, besuchte sie dann in einer zweiten Phase täglich in der Klinik, und als sie pflegebedürftig wurde, hat er ihr täglich die Nahrung eingegeben. Freunde und Bekannte konnten Duri nur stauend bewundern. Es liegt in der Tragik des Schicksals, dass er vor der lieben Gattin, deren Tod für sie selbst und für die Angehörigen eine Erlösung gewesen wäre, hat versterben müssen.

Wir werden diesem grossen Landammann und Menschen immer in Liebe und Hochachtung gedenken. Char Duri, reposa in pasch.

Schimun Vonmoos

Zum Gedenken an Jean Rudolf von Salis

12. Dezember 1901 – 14. Juli 1996



Am 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag, dem er zeitlebens von ganzem Herzen zugetan war, da er sich nach seinen Pariser Studien- und Journalistenjahren als halber Franzose wühlte, starb in seinem Schösslein Brunegg unser Landsmann Jean Rudolf von Salis. Gemäss zivilstandsamtlichem Geburtsregister war er getauft auf den schlichten Vornamen Hans Rudolf, doch da der Verstorbene innerlich stets dem französischen Sprach- und Kulturbereich zuneigte, liebte er auch in seiner Namensführung die französische Diktion Jean, die ihm von den Seinen in der Todesanzeige samt dem italienisch-sprachlichen Rodolpho seines Bergeller Herkommens denn auch gewährt wurde.

Mit Salis ging einer der Grossen, eine Leuchte des schweizerischen, ja des europäischen Kulturbereiches dahin, eine Gestalt, die seiner Zeit unendlich viel gab und die in

ihren Werken weiter leben und noch lange wirken wird, wenn wir alle längst dahingegangen sind.

Geborener Ironiker und erfüllt von frohmütiger Lebensart, verlieh er selbst seinem geistigen Schaffen nie den Rang letzter Erfüllung. Er sah sich eher als Mittler zu den Höchsten, zu Goethe, Gottfried Keller, Ricarda Huch, Rilke usw., vor allem auch zu den grossen Franzosen und in seinem wissenschaftlichen Gestalten zu einem Jakob Burckhardt, um nur ihn zu nennen. Doch diese seine Bescheidenheit überdeckte die Originalität seiner eigenen Kapazität. Eines seiner letzten Bücher, das er in den achtziger Jahren veröffentlichte, trug den Titel «Notizen eines Müssiggängers». Diese Titelgebung entsprach dem schalkhaft-ironisierenden Geist des Verfassers, denn in Wirklichkeit handelte es sich in diesem Sammelwerk um Notierungen und Stellungnahmen eines Hochbe-

strebten zu den geistigen Vorgängen seiner Zeit, ungemein interessante, hochbedeutende Abhandlungen zu allem Geistigen, das auf ihn einwirkte, ihn beschäftigte und ihn zu Auseinandersetzungen mit diesen Reizwellen des Alltäglichen veranlasste. Denn Salis war neben seiner grossen Intelligenz und gewaltigen Belesenheit von ungeheurer Interessiertheit für alle politischen, sozialen und vor allem kulturellen und künstlerischen Erscheinungen seiner Tage. Für das Vielgestaltige, das sich ereignete, wirkte und sichtbar wurde, zeigte er sich ansprechbar, war wach und begierig, es zu erfassen, in sich aufzunehmen und sich mit ihm auseinanderzusetzen. So entstanden seine vielfachen Notierungen zu den Zeiterscheinungen, die ihm sichtbar wurden, brachte er jene Bemerkungen, Aufsätze und Abhandlungen zutage, die in ihrer Tiefe und Sprachvollendung uns noch lange und immer wieder ansprechen und erfreuen werden.

Vor allem war der Verstorbene entgegen seiner schalkhaften Apostrophierung kein Müssiggänger. Wohl durfte er in gewissem Sinn als Lebenskünstler bezeichnet werden. Ich kann mir leicht vorstellen, wie er es genoss, die schönen Sommermonate auf seinem Schösslein Brunegg im Aargauischen zu verbringen, um hier, geborgen vom alten Gemäuer und umgeben von den Schätzen einer reichen Vergangenheit, leben zu dürfen, sich frühmorgens vom Tirili der Vögel wecken zu lassen, sich im Areal des vom Burgpächter betreuten Parkes ergehen zu dürfen, sich dann in den schlichten Räumen des Schössleins den Freuden des Daseins voll hingeben zu können, zu lesen, viele Freunde

zum Geplauder zu empfangen, gute Mahlzeiten, einen edlen Tropfen zu geniessen, die Pfeife im Lehnstuhl zu schmauchen und nebenher, soweit die Tage nicht, wie er zu sagen beliebte, mit Nützlicherem ausgewählt waren, zu schreiben, zu notieren, sich schreibenderweise zu freuen am Geschehen und dem, was die vielen Gefährten seiner Tage ihm zutrugen. Denn Salis war ungeheuer vielseitig, er war geistig wach und wohl auch ein lieber, fröhlicher Gesellschafter, fühlte sich verbunden mit vielen Gestalten des künstlerischen und geistigen Lebens seiner Tage, mit Schriftstellern, Musikern, Malern, mit Wissenschaftlern und Politikern, wusste diesen allen vieles zu geben und verstand es, vieles von ihnen zu empfangen, denn er war wie ein mächtiger Polyphem, der verschlang, was an ihn herankam, um das Verschlungene innerlich zu verarbeiten und es wieder in sublimierter Form auszustrahlen. So müssen diese Tage, die ihm des Sommers auf Schloss Brunegg beschieden waren, wie als paradiesische Freudenbringer erschienen sein.

Meldete sich jedoch der Herbst mit seiner Kühle, die das Schlossgemäuer auskaltete, verzog sich Salis in seine Stadtwohnung nach Zürich, die er inne hatte, seit die Professur an der ETH ihm eine Wohnsitznahme an der Stätte seines Wirkens aufdrängte. Er liebte Zürich – im Gegensatz zu Bern, das wohl seine Geburtsstadt war, ihn jedoch nicht heimisch anzog. Zürich hingegen mit seiner Dynamik, seinem reichen Angebot an Kultur und der grossen Schar von Freunden, die es barg, beglückte ihn. Und wenn der Winter gar zu garstig war, dann verzog sich Salis gerne für einige Wochen ins sonnige Ascona, wo er wiederum Gleichgesinnte zum Gedankenaustausch finden konnte. Und nicht zu vergessen die vielen Reisen ins Ausland, die ihn immer wieder nach Berlin, nach Wien, nach Rom und vor allem nach

Paris führten und wo überall er seine Gesprächspartner, auch Freunde und Bewunderer traf, die ihm neue Anschauungen vermittelten, ihn mit Ideen füllten und ihm viele Antriebskräfte für sein Schaffen verliehen.

Der Verstorbene beglückte seine grosse Leserschaft mit bedeutenden Werken der historischen Disziplin, in denen er weit über den Horizont einer kalten Fachgelehrsamkeit hinweg immer wieder seine Stellungnahmen zu den historischen Vorgängen und zum Zeitgeschehen bekundete. Er war ein Schreiber hohen Könnens, beschwingt von künstlerischer Tiefe, obwohl er von sich sagte, er sei kein Künstler. Dank ihrer Beschwingtheit werden seine Arbeiten als unvergänglich weiter leben.

Im Herzen seines Volkes war der Verstorbene heimisch wie kaum ein anderer geistig Schaffender. Seit er während des Zweiten Weltkrieges als Kommentator am Radio die kriegerischen und diplomatischen Geschehnisse zuverlässig und nüchtern, jedoch klarsichtig wöchentlich zur Darstellung brachte, war er dem Volk zum zuverlässigen Ratgeber in allen öffentlichen Dingen geworden. Das war sein schönstes Anliegen. Denn obwohl er dem Adel angehörte, liebte er das Volk und erbrachte seine Dienste an ihm. Einzig schmerzte ihn, dass es bei der denkwürdigen Abstimmung um den Beitritt der Schweiz zum EWR nicht auf seine mahnende Stimme hörte. Salis versuchte, sein Land von jeder Isolation zu warnen, vor jedem gefährlichen Abschotten gegen Europa abzumahnern. Denn die Schweiz gehöre zu Europa, sagte er, sie teile dessen Schicksal und müsse den Kräften für seine Gesundung und dauernde Befriedung des Kontinentes mit ganzem Einsatz dienen. Es ist in den Augen von Salis ein falscher, ein gefährlicher Patriotismus, wenn die Schweiz versuchen wollte, sich den Integrationsbestrebungen Europas zu entziehen, sich ihnen gar entge-

gen zu stellen. So dachte und argumentierte Salis, und es bleibt einzig zu hoffen, dass seine Stimme auch nach seinem Abscheiden Gehör finde.

Salis, Bürger von Soglio und Chur, und seit 1971 Träger des bündnerischen Kulturpreises, fühlte sich zeitlebens mit seiner Herkunft verbunden. In seinen jungen Jahren hatte er gar versucht, aus den vielfach verschlungenen Lebenssituationen seiner Vorfahren einen Roman und weitere belletristische Arbeiten zu gestalten. Doch für die Erarbeitung von dichterischen Werken fehlte ihm nach seiner Meinung die kreative Ausdauer. Er verliess deshalb diese Pfade. Umso eindrücklicher und bedeutsamer wurde das wissenschaftliche und vor allem das zeitkritische Oeuvre des Verstorbenen. Sein Werk «Rilkes Schweizerjahre», um eine seiner musischen Arbeiten zu nennen, oder seine «Weltgeschichte der neuesten Zeit», sodann sein kluges Oeuvre «Schwierige Schweiz» werden Salis lange überleben. Vor allem aber bilden die zahlreichen Aufsätze, die er verfasste und nicht zuletzt die Sammlungen seiner Notizen, die klugen und glänzend formulierten Stellungnahmen des regsamen Mannes zum Tagesgeschehen, einen Schatz, wie ihn kaum ein anderer in dieser Fülle zu äufnen vermochte.

Salis bejahte alle geistigen Kräfte, die sich im Lande regten und fühlte sich mit vielen von ihnen verbunden. Dass vieles davon eher blass wirkte, störte ihn nicht. Er, der selbst Grosses schuf, wusste, dass das Kleinwüchsige sein volles Lebensrecht besitze. Einmal, in den Unterhaltungen mit der klugen Klara Obermüller, denen das köstliche Büchlein «Dem Leben recht geben» entspross, prägte Salis das Bild, bei der Kulturlandschaft verhalte es sich gleich wie beim Wald: hier sei das Unterholz wichtig, es ermögliche und fördere das Spriessen und Gedeihen der hochragenden Stämme. Dass Salis selbst ein

derart hochragender geistiger Stamm war, verschwieg er. Doch so war es, und es erweckte für ihn Dankbarkeit, dass er nicht hochnäsiger auf das Kleinwüchsige hinunter

schaute, sondern dass er es in vollem Mass akzeptierte. Trotz seiner patrizischen Herkunft war Salis Zeit seines Lebens ein volksbewusster und volksverbundener Bürger

seines Landes, dem er mit seinen besten Kräften diente.

Peter Metz sen.

Conradin Bonorand

8. Juli 1914 – 13. August 1996



Die Interessen und Publikationen des Verstorbenen hatten von 1949 an ihren Mittelpunkt so eindeutig bei Joachim von Watt (Vadian, 1484 – 1551), dass hier zunächst über den damaligen Stand der Vadian-Forschung informiert werden soll. Als deren erste wichtige Grundlage sind die 1875/79 veröffentlichten «Deutschen historischen Schriften» des St.Galler Humanisten, Reformators und Bürgermeisters zu bezeichnen. Die Weite seines geistigen und persönlichen Umfelds wurde dann aus den sieben Bänden der Briefsammlung (1890 – 1913) ersichtlich. Zu nennen ist drittens die 1902 kritisch publizierte «Sabbata», die Reformationschronik von Vadians Freund Johannes Kessler. Das waren die Eckpfeiler für weiteres Wirken der 1940 vom Historischen Verein des Kantons St.Gallen ins Leben gerufenen «Stätte für

Vadian-Forschung», 1944 bereichert durch den ersten Band der heute massgeblichen Vadian-Biographie aus der Feder des Berner Ordinarius Werner Näf. Als dieser für den Fortgang seiner Studien einen historisch wie theologisch versierten Mitarbeiter suchte, empfahl ihm sein Zürcher Kollege Fritz Blanke einen jüngeren Bündner Historiker.

Conradin Bonorand war schon in sprachlicher Hinsicht besonders befähigt, ältere und neue Quellentexte zu lesen und zu interpretieren. Aufgewachsen im rätoromanischen Sprachraum, nämlich als Sohn des gleichnamigen Pfarrers von Waltensburg, machte er sich früh auch mit der deutschen Sprache vertraut, als Kantonsschüler dann mit Französisch, Latein, Griechisch und Hebräisch; Italienisch kam später namentlich in Pavia dazu. – Nach Erlangung der Maturität hatte er sich dem Studium der Theologie zugewandt, das ihn nach Zürich, Rom und Berlin führte. – Nach vier Jahren 1939 in Luzern in die evangelisch-rätische Synode aufgenommen, hatte er zunächst noch einen Monat Aktivdienst zu leisten.

Als erstes Pfarramt übernahm er dasjenige von Pitasch-Duvin-Riein, dreier oft nur mühsam zugänglicher Berggemeinden im Oberland. Eine schwere Erkrankung beschleunigte aber früh Bonorands Entschluss, einem alten Wunsch gemäss doch noch Geschichte zu studieren. Diesen konnte er sich, dank der Unterstützung durch die Eltern und einer Schwester, in den

Jahren 1944 – 1948 an der Universität Zürich erfüllen. Die Promotion zum Dr. phil. beruhte auf der von Professor Fritz Blanke angeregten und 1949 in Thusis gedruckten Dissertation über «Die Entwicklung des reformierten Bildungswesens in Graubünden zur Zeit der Reformation und Gegenreformation».

Nach einem Semester in Pavia, wo sich Bonorand vor allem mit italienischer Geschichte befasste, fand er 1949 dank Vermittlung durch seinen Doktorvater Blanke eine Teilzeit-Anstellung an der eingangs erwähnten «Stätte für Vadian-Forschung» in St.Gallen. Die durch Werner Näf angeordnete Sichtung und Auswertung von Vadians Nachlass entsprach zwar den besonderen Interessen seines Mitarbeiters, hätte aber finanziell kaum die Gründung einer Familie ermöglicht. Umso erwünschter war es für Bonorand, dass ihm 1952, im Jahr seiner Vermählung mit Annaluisa Andry, wieder ein Pfarramt übertragen wurde, nämlich dasjenige der Gemeinde Luven/Flond oberhalb Ilanz.

In Luven verbrachte das Ehepaar die nächsten zwei Jahrzehnte und freute sich dort am Heranwachsen dreier Töchter und eines Sohnes. Trotz gewissenhafter Erfüllung seiner Berufspflichten liess ihr Vater die Historie aber auch damals nie einfach liegen. Schon 1955 erschien in Werner Näfs «Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte» eine Studie über «Joachim Vadian und die Täufer», eine sehr substantielle Vorarbeit zum II.

Band von Näfs Vadian-Biographie. Ein Jahr später folgte ein erster Beitrag zu den vom Historischen Verein herausgegebenen «Vadian-Studien». Auch in andern Zeitschriften und Jahrbüchern zeugten manche Abhandlungen von Bonorands anhaltendem Interesse für Humanismus und Reformation. Dieses Nebeneinander von Pfarramt und Forschung vermochte ihr Verfasser freilich nur durchzuhalten dank der Mithilfe seiner Frau, die ihm im beruflichen wie im wissenschaftlichen Bereich mancherlei Arbeit abnahm.

Eine wichtige Wendung im Leben des Bergpfarrers und seiner Familie brachte dann das Jahr 1972 mit sich. Dank der Vermittlung durch das Zürcher Institut für Reformationgeschichte erhielt Bonorand einen Forschungsauftrag des schweizerischen Nationalfonds, der es ihm ermöglichte, das Pfarramt aufzugeben und sich voll der wissenschaftlichen Arbeit zu widmen. Durch die Übersiedlung nach Chur wurde auch den Kindern die Fortsetzung ihrer Schul- und Berufsbildung erleichtert. Was Bonorand dauernd an Vadian interessierte, waren nicht etwa Charakter und

Ämterlaufbahn des St.Galler Bürgermeisters, sondern vielmehr Ausrichtung und Gehalt seiner auswärtigen Beziehungen. Erwähnt sei hier beispielhaft die Korrespondenz mit Schülern und Freunden der Wiener Zeit, mit Persönlichkeiten im Erzbistum Salzburg, mit Führergestalten im Italien des frühen 16. Jahrhunderts. Ob es sich dabei um weltoffene Humanisten oder um eifrige Reformationsfreunde handelte: immer galt das Interesse hauptsächlich ihrem Bildungsgang, ihrem geistigen Umfeld und ihrem vielfältigen Wirken. Um ältere Angaben nachzuprüfen und neue Quellen zu erschliessen, begab sich der unermüdete Privatgelehrte mehr als einmal nach Salzburg, Wien, Graz und in deutsche Kultur- und Archivzentren. Von der Fülle der bereits gespeicherten und neu gewonnenen Informationen zeugen die den «Vadian-Studien» beigegeführten «Personenkommentare zum Vadianischen Briefwerk» (Teile I–IV, 1980 – 1988).

Zur vertieften Kenntnis von Graubündens Vergangenheit trugen, ganz ausserhalb jener St.Galler Reihe, zahlreiche andere Abhandlungen und Artikel bei, dar-

unter das schöne, 1991 erschienene Werk über «Vadian und Graubünden» sowie die von Bonorand noch kurz vor seinem Hinschied abgeschlossenen Forschungen über die Reformation in Südbünden.

Mit Recht ist darum der in allen seinen Leistungen ungemein zuverlässige Conradin Bonorand nicht nur in seinem Heimatkanton – nämlich durch einen Anerkennungspreis der Bündner Regierung – geehrt worden, sondern im Frühjahr 1988 auch zweimal unterhalb der Tardisbrücke: In Zürich ernannte ihn die Universität am 29. April, seine fruchtbaren Beiträge zur Personenforschung des schweizerischen und des Wiener Humanismus anerkennend, zum Dr. theol. h.c.P; fünf Wochen vorher hatte ihn der Historische Verein des Kantons St.Gallen zum Ehrenmitglied erhoben und zwar zum Dank dafür, «dass er in der Nachfolge Werner Näfs seine wissenschaftliche Tätigkeit in den Dienst der Vadian-Forschung stellt und die europäische Ausstrahlung des St.Galler Humanisten aufzeigt». – Damit war wohl das Wesentliche gesagt.

Ernst Ehrenzeller, St. Gallen

Zum Tode von Georg Peter Luck

Am Mittwoch, den 20. Dezember 1995, starb in der Zürcher Klinik nach einem positiv zu verlaufen scheinenden Eingriff am Herzen der Prättigauer Maler Georg Peter Luck an den Folgen eines Gehirnschlages. Fünfunddreissig Jahre lang hat der vom Lehrerberuf herkommende Künstler versucht, sein Werk möglichst frei schaffen zu können. Frei und unabhängig – nicht zuletzt auch im Denken – blieb er bis zum Tode.

In der Gedächtnisansprache im Krematorium Davos würdigte ihn ein Freund als unermüdeten

Sucher, der sich gelegentlich mit den Fakten des Alltags schwer tat. Es ging ihm in seinem Schaffen nicht in erster Linie darum, «sich selber zu verwirklichen». Er hoffte immer (und wie viele andere Kunstschaffende wohl vergeblich), dass über ein Bild der Betrachter zum Nachdenken angeregt werden müsste, und es betrückte ihn, dass sogar die jungen Menschen solche Signale gar nicht wahrnehmen wollten oder mochten.

Der 75jährige Georg Peter Luck hinterlässt ein Werk, das stilistisch keinesfalls einheitlich ist. Und gera-

de diese Pluralität verweist auf den letztlich didaktischen Ansatz, den er seinem Schaffen zugrunde legte. Literarische und theoretische Texte begleiteten seit Jahren seine bildnerische Arbeit. Mit Freude und Genugtuung konnte er noch kurz vor seinem Tod eine Würdigung seines Schaffens im Bündner Jahrbuch 1996 nachlesen. Georg Peter Luck wurde auf dem Waldfriedhof in Davos – ganz in der Nähe von Kirchners Grab – beigesetzt.

Christian Gerber